

Die Brandstatt



Novelle von Minna Kautsky
aus dem Arbeiterkalender von 1889

Die Brandstatt

Ueber dem dunkelgrünen Bergsee leuchtete die Sonne eines Juninachmittags.

Der Marktflecken Amsee lag aber bereits im Schatten der Berge, deren Wände steil anstiegen.

Auf diesem kargen, dem Felsen aberungenem Boden bauten sich die Häuschen vom See aus amphitheatralisch empor, im Grün der üppig sprießenden Vegetation behaglich gebettet.

Am Ende des Fleckens, wo das hohe Seeufer sich allmählig senkt und ein lachendes Thal zwischen die mächtigen Wände hineinführt, um schluchtartig zu enden, befand sich das Häuschen des Salinenarbeiters Billinger. Ein junges, etwa fünfzehnjähriges Mädchen saß, mit einer Näharbeit beschäftigt, auf der hölzernen Stiege, die von außen, wie in einem Taubenhouse, den Zugang zu den unteren und oberen Räumen vermittelte.

Käthe arbeitete emsig; aber von Zeit zu Zeit hob sie den kleinen Kopf mit den dunkelblonden Flechten und blickte über den Weg nach der tieferliegenden Brandstätte, von der nur die rauchgeschwärtzten Mauern und ein hochaufragender Schornstein übrig geblieben waren. Das Anlitz, voll kindlicher Lieblichkeit, überflog

dann ein ernster gedankenvoller Zug, ein Schatten, der kommt und verschwindet.

Es war so schön und lauschig still in dem Winkel. Man vernahm das gleichmäßige Anschlagen der Wellen an das felsige Ufer; in der Ferne plätscherten Ruderschläge; ein lauter Zuruf, ein Lachen tönte vom See her. Von den Matten aber, im Rücken des Hauses, bimmelten die Glöckchen der weidenden Ziegen. Jetzt wurden Schritte vernehmbar und Stimmen, ein Trupp Arbeiter kam vom Salzberg herab, wo sich, hoch oben, die Schachte befanden, in denen sie die Woche über gearbeitet. Sie gingen in verschiedene Richtungen und traten in ihre Häuschen.

Der Jüngste unter ihnen, ein auffallend hübscher schlanker Bursche, dem der erste Flaum über den Lippen dunkelte, hatte den Hut dicht mit Alpenrosen geschmückt. Als er an der Stiege vorbeikam, blieb er stehen, rief dem Mädchen einen vertraulichen Gruß zu, und die Blumen vom Hute nehmend, warf er ihr die rothen Blüthen in den Schoß.

Sie dankte lächelnd und antwortet, in gleich vertraulicher Weise. Der Willibald war ja ihr Vetter und der einzige Anverwandte, den das frühverwaiste Mädchen hier hatte.

Nachdem er einige Schritte gethan, blieb er stehen und sah sich nach ihr um, einen Frageblick in den

dunklen Augen. Die ihrigen gaben ihm keine Antwort; sie blickten seitwärts, und in jener kindischen Verlegenheit, die immer das Unpassendste thut, legte sie rasch die Blumen aus der Hand auf die Stufen und schob sie von sich hinweg.

Er warf den Kopf verdrossen zurück.

„kannst sie auch wegwerfen, meinetwegen“, sagte er trotzig lachend, „das G’frast wächst da oben wie Unkraut, und ob ich d’rauftrete oder Du, das bleibt sich gleich.“

Rasch ging er weiter, mit dem elastischen Schritt kräftiger Jugend. Das Mädchen rührte sich nicht, aber wieder flog der Schatten über ihr Antlitz.

Zwei Nachzügler schritten plaudernd und kichernd des Weges. Sie sahen sich um, als ob Etwas hinter ihnen drein käme, das ihre Lachlust erregte, und gesticulierten und lachten auf’s neue.

„Gib Acht Katherl“, rief einer der Arbeiter dem jungen Mädchen zu, „da kommt Eine von der Sorte die uns die Gegend verschandeln, es ist a Landsmännin von dir, du kannst dich mit ihr unterhalten, wir schau’n, dass wir weiterkommen.“

Die in dieser Weise Angekündigte erschien alsbald in der Biegung des Weges, vom Thale aufwärtssteigend. Es war eine hagere, mittelgroße Dame von

steifer Haltung, geschmacklos in ihrer Tracht und dennoch ungewöhnlich auffallend.

Ein übergroßer runder Hut, über den weiße Schleier vielfach gewickelt, die vom Wind und Wetter arg mitgenommen und zerfranst waren, beschattete ein längliches Gesicht, das hübsch gewesen sein konnte, nun aber so dünn und saftlos sich präsentirte, als ob es längere Zeit in einem Herbarium gepresst gewesen wäre. Blonde hereinfliegende Locken sollten dasselbe verjüngen, erfüllten aber schlecht, was man von ihnen verlangte, sie antiquitirten und verengten es nur noch mehr. Eine große Nase und graue Augen, die ruhelos und verlangend in die Welt sahen, gaben ihm nichtsdestoweniger einen energischen Ausdruck.

Die Gestalt war in einen engen Leinwandsack gehüllt, aus dem überlange Arme gleich Meilenzeigern sich ausstreckten. Sie trug in der einen Hand ein ineinandergeschobenes Gestell, das sich in der verschiedensten Weise verwenden ließ: als Staffelei, als Feldsessel, als Schirm und das sie in dem Augenblick als Stock benützte, in der anderen ein Skizzenbuch.

Bei ihren weitausgreifenden Schritten kamen Füße zum Vorschein, die eben nicht zierlich waren und deren Platttheit durch die hakenlosen Schuhe noch erhöht wurde. Entenartig platschte sie daher.

Als sie das Häuschen des Salzarbeiters mit den tiefbraunen Holzwänden, dem Giebel und der Galerie rund um dasselbe erblickte, und das Mädchen auf der von blühenden Schlingpflanzen überlaubten Treppe, blieb sie stehen und, die Augen zusammenkneifend, betrachtete sie das Ganze, wie ein Gemälde, das man auf seinen Totaleindruck prüft und mit dem man zufrieden ist. Sie machte eine Bewegung, als wolle sie das Bild sofort in ihrem Skizzenbuche verewigen, besann sich aber eines Besseren und wollte vorüber.

Käthe hatte sich erhoben, sie grüßte mit einem Knix und lächelnd und verschämt sagte sie:

„I beg your pardon, Ma-am*)“, und rascher in reinstem Englisch, fuhr sie fort: „Wir haben hier zwei Zimmer zu vermieten, wünschen Sie sie vielleicht anzusehen? sie sind hübsch und billig.“

„Dear me!“ lispelte die Engländerin, in äußerster Betroffenheit. Sie kam näher und auf das Treppengeländer sich stützend, fragte sie, ihrem Staunen Ausdruck gebend: „Sie sind ein englisches Mädchen?“

„Nein Ma-am, ich bin Amerikanerin“, versetzte die Kleine mit großem Selbstgefühl.

„Und wie kommen sie hierher?“

Käthe gab knappe Auskunft. Die Dame schien befriedigt, und das schmale Köpfchen mit dem großen Hute gravitatisch neigend, versprach sie, sich die Zim-

mer anzusehen, sobald sie wieder vorüber komme, heute sei es zu spät, man erwarte sie zum Dinner. Sie ging.

Wir aber wollen nicht die gleiche Zurückhaltung beobachten, sondern unseren Lesern wahrheitsgetreu erzählen, wie es gekommen, dass die kleine Amerikanerin bei dem Salzarbeiter Michel Billinger in Amsee ein Heim gefunden.

Karl Hofer, Käthes Vater, war in Amsee geboren, und hatte in seiner Jugend wegen der hier herrschenden Verhältnisse die Heimat verlassen.

Er war nach Amerika gegangen, hatte sich in Chicago als Tischler etablirt und bald darauf geheiratet.

Seine ökonomische Lage war keine glänzende; aber er hatte sein Auskommen und war frei in allen Aeußerungen seines Fühlens und Denkens, seiner politischen und religiösen Gesinnung.

Er fühlte sich glücklich und zufrieden, und nur wenn er an die Schönheit der heimatlichen Berge dachte, an den unvergesslichen Reiz ihrer Thäler, dann kam jene sonderbare Sehnsucht über ihn, die der Alppler nie ganz verwindet. Als sein Weib gestorben war, war eine Leere in seinem Dasein entstanden, die seine jungen Töchter nicht auszufüllen vermochten, das Heimweh erwachte mit verstärkter Gewalt, und von dem Tage an, an dem sein Bruder ihm schrieb, dass es

mit seiner Gesundheit schlimm stehe, er ihm aber vor seinem Tod noch sehen wünsche, war die Heimkehr beschlossen.

Als er mit seinen Töchtern hier anlangte, traf er den Bruder nicht mehr am Leben.

Auch sonst fand er nicht, was er erhofft und erwartet. Willibald, der Sohn des Verstorbenen, der sich ihm alsbald mit großer Zärtlichkeit anschloss, war ein prächtiger, bildungsfähiger Junge, an dem er seine Freude hatte, aber unter den einstigen Kameraden traf er kaum einen Gesinnungsgenossen mehr; der Geist des Widerstandes, der sich hier im Stillen verbreitet, war schier gebändigt.

So hatte Hofer auch Michel Billinger, seinen liebsten Freund und Schulkameraden, der einer der frischesten und bestveranlagten Jünglinge gewesen, kaum wieder erkannt. Er war frühzeitig gealtert und so fügsam und stillbescheiden geworden, ein schier gebrochener Mann, der gegen nichts, selbst nicht gegen die Despotie seines Weibes, sich auflehnte.

Er wisse ja doch, meinte er, während er mit den guten treuen Augen nach ihr hinblickte, dass die Vronerl es gut mit ihm meine und am besten wisse, was ihm tauge.

Ja, Schwäche und Indolenz trösten sich so gerne mit der höheren Weisheit ihrer Bedrücker.

Hofer klagte sich der Mitschuld an dem Niedergange der fortschrittlichen Bewegung an. Warum war er ausgewandert! Man darf sich nicht vertreiben und verdrängen lassen, selbst nicht vor seiner Empörung. Gerade den Kräftigeren und Bewussteren erwächst die Pflicht auszuharren, und die Genossen müssen ihnen das ermöglichen, indem sie sie stützen.

Nur in den großen industriellen Orten wird dies erkannt und befolgt, in den kleineren Gemeinwesen sucht sich jeder mit seinem Elend allein abzufinden.

Hofer wollte die Brüderlichkeit, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wieder erwecken, die Arbeiter der Versumpfung entreißen. Er beschloss, sich hier ansässig zu machen.

Er baute ein Häuschen am See und gedachte ein Gasthaus zu errichten, um den Arbeitern einen Sammelplatz zu schaffen. – Es sollte ihm nicht gelingen.

Die kleine Summe, die er daran zu wenden hatte, war bald verbraucht, er musste sich beeilen, sein Geschäft zu eröffnen. Eigenhändig verfertigte er die Holzarbeiten und arbeitete oft tief in die Nacht hinein.

Eines Nachts, als er sich in der Werkstatt selbst auf sein Lager geworfen, erwachte er keuchend aus dumpfer Betäubung. Rauch umgab ihn, er glaubte zu ersticken; es brannte in der Werkstatt. Da wurde von außen das Fenster eingeschlagen, man kam ihm zu

Hilfe. Aber mit dem Eintritt der Luft schlug auch die Lohe von allen Seiten empor.

Sein Leben vermochte er zu retten, Das Haus wurde ein Raub der Flammen.

Ob das Feuer durch seine eigene Unvorsichtigkeit entstanden, ob durch eine ruchlose, vielleicht gedungene Hand - - ? Niemand wusste es zu sagen.

Die Anstrengungen und Aufregungen dieser Nacht hatten den Mann niedergeworfen; er starb schnell hinweg an einer Rippenfellentzündung und hinterließ seinen Töchtern nichts als die Brandstatt.

Der Jammer der armen verwaisten Kinder war grenzenlos, aber in so früher Jugend trocknen die Thränen bald.

Die Jüngere hatte der Bürgermeister zu sich genommen. Käthe, die Aeltere, sollte dienen, Billinger wollte indes das Mädchel nicht fortlassen; er liebte die Tochter seines Freundes wie sein eigenes Kind und suchte die Vronerl zu überreden, sie an Kindesstatt anzunehmen, aber die wollte davon nichts wissen.

Nicht als ob sie das herzige Ding nicht lieb gehabt hätte; aber die Vroni vergönnte sich nicht so leicht etwas und wußte selbst ihre Gefühle zu unterdrücken, wenn sie kostspielig zu werden drohten.

Ja, die Billingerin! Sie war ein gar umsichtiges und vorsichtiges Weib; rechtschaffen und arbeitsam bis

zum Exceß; eine Person, die auf sich hielt und auch von anderen für was gehalten sein wollte. Klein und mager, mit lebhaften großen Augen, einer kühn gebogenen Nase, zählte sie zu den Hübschesten im Orte und an Sonn- und Feiertagen war keine so nett und herausgeputzt wie sie.

Auch der Mann hatte einen feinen Rock und gute Stiefel. „In den Magen kann uns Keiner hineinschauen, aber was wir auf uns hängen, das sieht ein Jeder,“ darin gipfelte die Lebensweisheit der Vroni; und sie kargte mit der Nahrung, zwackte sich den Bissen vom Munde ab und hielt auch dem Ihrigen gegenüber, der ihr seinen ganzen Verdienst überlieferte, die Daumen fest.

Aber was bedeuteten ihr die Entbehrungen einer ganzen Woche, wenn sie dafür am Sonntag ein seidenes Fürtuch umbinden durfte, und wenn die Breite ihrer silbernen Halskette und ihr langherabreichendes Kopftuch Bewunderung und Neid erweckten.

Von der Chemie verstand die Vroni natürlich nichts. Sie wusste nicht, dass, wie in der ganzen Natur so auch im menschlichen Organismus der ökonomische Haushalt bereits eingeführt ist, der weitere Einschränkungen nicht ohne Schaden erträgt. Sie wusste nicht, das ein bestimmtes Quantum Arbeit ein bestimmtes Quantum von Wärmeverlust bedeutet,

welches ein ebenfalls genau bestimmtes Quantum von Nahrungszufuhr erfordert, soll alles im Gleichgewicht bleiben. Sie wusste auch nicht, dass der menschliche Organismus mit einem einzelnen Nahrungsstoff sich nicht begnügen kann, sondern dass sich so und so viel Gramm Eiweis, Fett, Kohlenhydrate und Salze gemischt erst seine zweckmäßige und gesunde Nahrung ausmachen.

Aber warum sollte dies die Vronerl auch wissen, wissen es doch auch manche Andere, die es wissen sollten, auch nicht!

Gewiß, man konnte das von der Vroni nicht verlangen; auch sie hatte „ein System“ und hielt eigensinnig daran fest, unbekümmert um alle Folgen.

Bald hieß es im Orte, die Billingers haben Geld. Sie bemerkte es wohl, wie ihr Ansehen damit wuchs. Es war eine geringe, kaum nennenswerthe Summe, die das Weib erübrigen konnte, aber Geld ist eine gesellschaftliche Macht und sie hatte das bald herausgefunden. Sie war eine Respectsperson geworden. Ihr moralischer Werth stand nunmehr außer Zweifel, sie galt als Muster einer tüchtigen Hausfrau und man fragte sie häufig um Rath. Als die Botenfrau gestorben war, trat sie sofort die Nachfolge an. Zweimal in jeder Woche gieng sie nach der nächsten Stadt, besorgte die Einkäufe und erlegte die Steuern. Es war ein Vertrau-

ensposten. Sie wuchs unter ihrer zunehmenden Bedeutung, aber damit wuchs auch das Verlangen, ihre Macht zu behaupten, ja, sie zu erhöhen.

Es erfüllte sie ganz, es drohte zur Leidenschaft zu werden. Kinder waren gekommen und gegangen. Als sie an dieser kargen Mutterbrust frühzeitig zu der Erkenntnis gekommen waren, wie jämmerlich ein Leben sei, in dem man sich keinen Tag ordentlich sattessen könne, hatten sie es für klüger gehalten, sich rasch wieder davonzumachen und sich in ihre Urstoffe aufzulösen.

Die Vroni tröstete sich mit dem Gedanken, dass der Himmelsvater wohl wissen werde, warum er den armen Leuten die Kinder nimmt, und sie trocknete ihre Thränen und warf sich nach diesem Verluste mit erhöhter Energie auf's Sparen.

Geld war doch schließlich das Verlässlichste, es konnte einem nicht genommen werden, wenn man gut darauf acht gab, und sie hatte das ihrige heimlicherweise in ihren Strohsack genäht. Aber bald hatte sie eine neue geheimnisvolle Kraft in dem Gelde entdeckt: es sollte mehr werden, es sollte ihr einen Profit abwerfen.

Sie hätte auf Zinsen borgen können; die Leute kamen, sie um ein Darlehen anzuflehen, aber das passte ihr nicht. Mit armen Leuten ist schlecht Geschäfte zu

machen; sie zog es vor auf die Wohlhabenheit zu spekulieren. Die Schönheit des Bergsees lockte die Fremden; wenn sie nun mit dem Ihrigen das Stübchen oder den Ziegenstalle bezog, konnte sie die oberen zwei Stuben vermieten. Freilich musste zuvor das Haus ausgebessert und die Einrichtung vervollständigt werden.

Wer wagt, der gewinnt, sie wollte es riskieren.

Der Michel musste nun, wenn er am Freitag vom Berg herunterkam, darangehen, die Stiegen und das Dach zu bessern und den „G'wandgang“ neu herzustellen. Vroni besorgte die Verschönerungen im Inneren. Einmal brachte sie zwei Heiligenbilder, Jesus und Maria mit großen rothen Herzen in denen Schwerter steckten, ein andermal gelb und rothe Wachsblumen, die unter einem Glassturz auf die Kommode gestellt, weithin leuchteten. Sie postirte sich dann unter die Thür, um die Wirkung aus der Ferne zu beobachten und konnte sich nicht satt daran sehen. Seitdem trug sie den Kopf noch höher. Käthe durfte einstweilen im Hause bleiben, sie konnte, dem neuen Plane gemäß, nutzbringend verwendet werden. Es waren Matratzen herzurichten und Linnenzeug zu nähen; da traf sie ein unerwartetes Missgeschick.

Der lange und rauhe Winter hatte dem Michel einen Gelenksrheumatismus gebracht; er war ans Bett gefesselt, unfähig sich zu rühren.

Sechs Wochen hindurch zahlte ihm die Bruderlade, die von den Arbeitern allein unterhalten wird, das Krankengeld, weiterhin bekam er nichts mehr. Die Billingerin war außer sich. Nachdem sie bereits solche Opfer gebracht, konnte sie am Ende ihr Unternehmen nicht durchführen und während Sparsamkeit mehr als je geboten, hatte sie aus eigenen Mitteln den kranken Mann zu erhalten. Es war zum verzweifeln.

Sie musste trachten, den Unterhalt zu verdienen; sie erhielt Arbeit außer Hause und schonte ihre Kräfte nicht.

Käthe blieb bei dem Michel, um ihn zu pflegen und zwischen dem frühalterndem Manne und dem aufblühenden Mädchen entwickelte sich jene trauerte Neigung, die wusch und selbstlos ist, nur auf das Wohl des Anderen Bedacht nimmt und deren Innigkeit in jedem Blicke, in jedem Ton sich ausspricht.

Mit Eintritt der warmen Jahreszeit war Michels Übel beseitigt, aber der Arzt erklärte, er dürfe nicht mehr im Schachte arbeiten und so ward er in dem im Thale sich befindenden Sudhause verwendet.

Er hatte abwechselnd zwölf Stunden Tag- und zwölf Stunden Nachtdienst, wo er in einer Temperatur von 26 bis 28 Grad zu arbeiten hatte.

Der Michel wäre geneigt gewesen, dies für eine Erleichterung anzusehen, als welche es gelten sollte,

wenn ihm nur die alte Kraft wieder gekommen wäre, aber damit hatte es gute Wege. So lange er im Bergwerk arbeitete, hatte er seinen Proviant für die Woche mitzubringen. Sein Rucksack hatte zwar immer die Auszehrung, aber er musste doch das Nothwendigste an Brod, Mehl und Fett enthalten; am Berg übten die Kameraden selbst eine gewisse Controle. Vom Sudhaus lief er Mittags nach Haus, um rasch sein Essen hinunterzuschlingen, und was da die Vroni ihm kochte, na wir kennen ja ihre Maxime: die Leute sehen einem nicht in den Magen.

In dieser Woch hatte der Michel von Mittag bis Mitternacht seine Pausen, aber statt sich auszuschlafen gieng er zum Bürgermeister in's Heuen.

Als ihn Käthe jetzt daherkommen sah, stieß sie einen Freudenruf aus, sprang ihm entgegen, fasste seine Hand und drückte sie liebkosend an ihre Wange. So schritten sie die wenigen Stufen empor und betraten die Stube oder den Ziegenstall, wo sie seit vier Wochen, in Erwartung einer Miethspartei, zusammengepfercht wohnten.

„Ist die Mutter schon daheim?“ fragte der Mann.

„Ist ja Freitag, weißt, da hat sie die meisten Besorgungen und kommt mit dem späteren Zug; ich mein, er muss bald da sein.“

Halb todt vor Müdigkeit sank der Mann auf einen Stuhl am Fenster; Käthe trat zum Herd.

Michel hatte mittags nur kalte Kartoffeln mit abgeschöpfter Milch bekommen, die gute fette Milch ihrer einzigen Ziege verkaufte die Vroni, jetzt sollten sie alle miteinander ein warmes Abendessen haben.

Das Wasser war bereits aufgestellt, Käthe formte die Knödel, schwere harte Knödel von grobkörnigem Gries.

„Billinger!“ rief es von unten.

Michel steckte den Kopf zum Fenster hinaus, der Salinenarzt stand vor demselben; er war zu bequem die paar Stufen hinaufzusteigen.

„Wie geht’s Alter? muss doch mal wieder nachsehen.“

„Muss gleich gut sein, Herr Doctor!“

„Was gut, er sieht miserabl aus, und seine Zunge? – na ich brauch sie nicht zu sehen, ich kann mir’s schon denken, die ist abscheulich, aber er muss trotzdem zum Essen schauen.“

„Ich kann nix essen, Herr Doctor, mir graust, wenn ich nur davon hör.“

„Ich glaub’s er ist ganz herunter, und da ist auch der Magen kaput; sollte nur Leichtverdauliches kriegen, eine zeitlang wenigstens, und ein gutes Tröpferl tät er auch vertragen, der rothe Tiroler, der Siebenund-

sechziger, saperlot“, er schnalzte mit der Zunge, „der möcht ihm aufhelfen.“

Der Michel hatte ein verlegenes Lächeln.

„Ja, aber, Herr Doctor –„

„Ich weiß schon, was er sagen will, es tragt's nicht, ja dann, mein lieber Michel, dann – bei euch armen Leuten muss man halt alles unsern Herrgott überlassen, es ist a recht's G'frett – adies.“

Der Salinenarzt gieng von dannen.

Käthe hatte kein Wort von dem Gespräche verloren, sie seufzte und legte die Knödel ein.

Da scholl vom Wasser ein Pfiff.

„Die Vroni mit dem Schiff“, riefen die Beiden und sie sprangen zur Thüre, Käthe voran, über den Weg zur Schiffhütte hinab.

Die Billingerin war mit ihren Körben und Packeten von der Station herübergefahren und hatte das Signal gegeben, dass man ihr helfen solle, dieselben über die steilen in den Felsen gehauenen Stufen hinaufzuschaffen. Sie war hochroth im Gesicht, triefend vor Schweiß. Das Schiff war bereits angebunden und sie begann die Waaren herauszuheben. „Ihr seid Einer langweiliger als der Andere. Ist die Wohnung weggegangen? Wieder nicht? Herrgott, da möcht' man doch gleich aus der Haut fahren – Wenn's bei der Hitz nit kommen, die Wiener, dann weiß i nöt auf was die

dummen Leut warten. – Jesus, wie packst denn das wieder an! Sixt denn nöt, das da drauf steht: „nit stürzen“, na so a Mann ist zu gar nix zu brauchen, geh‘ du Tepp, i pfeif auf dei Hilf.“ Und sie entriß ihm die Kiste mit Mineralwässerngefüllt und trug sie mit nervigen Armen selbst hinauf. Scheltend und keifend rannte sie auf und nieder, sich den Schweiß von der Stirne wischend und sich doch keinen Augenblick Ruhe gönnend. Erst als sie allesammt um den Tisch saßen, die dampfenden Knödel vor ihnen, kam einiges Behagen über die Frau. Seit dem Morgen hatte sie nur zwei Gläschen Branntwein getrunken, und so groß auch die Verlockungen der Stadt waren, sie gieng an den Läden vorrüber, die saftiges Wurzelzeug und köstlich-duftendes Gebäck herausgelegt hatten, ohne der Versuchung zum Opfer zu fallen. Jetzt aß sie gierig, es schmeckte ihr und auch Käthe ließ sich nicht nöthigen, Michel legte jedoch, nachdem er einige Bissen hinuntergewürgt, die Gabel beiseite.

Da fuhr sie zornig auf.

„Bist schon wieder fertig? und die Knödel sind grad heute so delikat; Jesus, hat man mit dem Menschen sein Kreuz! Wie willst du denn zu Kräften kommen, wenn du nie nix ißt?“

Als sie aber in sein blasses, müdes Gesicht sah, wurde sie sanfter und bat zuthunlich, voll wirklicher Besorgnis:

„Geh, Alterl, iss noch a paar Bissen, zwing Dich, mir zu lieb; was sollt denn d’raus werden, wenn du wieder aufsetzen müsst’ mit der Arbeit? Also - nur ,nein damit – so, gut ist’s gungen, - jetzt bist brav – ich stopf dir dann auch Dein Pfeiferl.“

„Schmeckt mir auch nicht mehr,“ versicherte Michel grämlich.

„Na wart’, ich weiß schon, was Dir schmeckt,“ und sie hielt ihm mit ermunterndem Schmunzeln eine wohlgefüllte Tabaksdose entgegen.

Er nahm eine starke Prise.

„Das thut gut, das erfrischt, das ist mir lieber als Alles.“

„Ich hab’s ja g’wusst,“ triumphirte sie, und ihm zärtlich auf die Schultern klopfend: „Mein Gott, ich thu was ich kann, helf Gott, dass’ wahr is, und eine Salben hab ich Dir mitbracht, und an Branntwein will ich Dir ansetzen mit Pfefferkorn, der wird Dir Dein’ grauslichen Magen ordentlich ausputzen, und eh’ Du in die Arbeit gehst, Mannerl, wollen wir ihn noch einmal einschmieren, gelt!“

Der Michel versuchte nun doch einige Stunden zu schlafen, sie aber ordnete die Päckchen, schrieb die

Preise darauf, zählte und überrechnete die Trinkgelder.

Käthe saß auf der Bank vor dem Hause, der Mond war aufgegangen und schimmerte in einem breiten glitzernden Streifen über dem Wasser. Draußen am See sang eine junge Männerstimme ein schelmisch süßes Lied. Wie ein Lockruf war's, der eine Antwort erwartet.

Käthe warf ein Tüchlein über den Kopf und die Hände über die Ohren. Sie wollte nichts hören, sie wollte nur an das Eine und Nächste denken, wie sie dem armen Michel zu helfen vermöchte.

-

Bei dem Seewirth legten die Kellner weiße Kravatten an und deckten im Glassalon einen Tisch mit besonderer Sorgfalt. Es waren Engländer im Hause und für dieselben eine besondere Essstunde angesetzt worden. Es fällt dem Engländer nicht ein, sich den Gewohnheiten eines anderen Landes anzupassen, er nimmt all seine Sonderbarkeiten und localen Einführungen in's Ausland mit und verlangt, dass ihnen Rechnung getragen werde. Und dies ist in der That der Fall.

Keinem Anderen als dem reisenden Engländer wird eine Solche Ausnahmsstellung zugestanden. Die deutschen Gastwirthe sehen eben in jedem derselben

einen Lord und behandeln ihn darnach. Das gefällt den Krämern und Kleinbürgern, die sich vom Geschäft zurückgezogen, sehr wohl und sie nehmen Sirs an, über die man sich in ihrem Vaterlande weidlich lustig machen würde. Aber der Engländer, mit seinen Sovereigns in der Tasche, wiegt am Festlande noch einmal so schwer und das erklärt seine Bedeutung. Im Fremdenbuch des Seewirthes hatte sich eine Mrs. Snow mit ihren beiden Töchtern und ihrer Schwester Miß Jemima Rabbit, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben, eingetragen.

Mrs. Snow, die Gattin eines Fischhändlers in Brighton, hatte ihre erste Sommerreise nach dem Continent gemacht ; sie beendete damit die Erziehung ihrer Töchter, und machte den Anfang, sie an den Mann zu bringen: die unruhvollste, aufgeregteste, und zugleich interessanteste Thätigkeit für eine Mutter begann.

Unter ihrem Namen finden wir einen Mr. Charles Brown, Esquire, auf der Liste, den Sohn einer bekannten großen Firma in London. Die Damen hatten unterwegs seine Bekanntschaft gemacht, und man hatte so viel Gefallen aneinander gefunden, dass man vorläufig nicht an Trennung dachte. Ja, Mrs. Snow's gewandte Hände knüpften bereits an unlöslichen Banden, und es setzte sie nur einigermaßen in Ver-

legenheit, dass sie nicht wusste, für welche von ihren Töchtern.

Charles schien in Beide verliebt. Seine Galanterien hatten sich in höchst überflüssiger Weise sogar auf Jemima erstreckt, ein Umstand, der ihre Zärtlichkeit für ihre Schwester rasch erkalten machte.

Tante Jemima war leider an Verhättschelung gewöhnt worden. Sie war nicht allein das Künstlergenie, sondern auch der Goldfisch der Familie; sie hatte eine Bedeutende Erbschaft gemacht, und seither hatte man ihr unendlich geschmeichelt. Mrs. Snow hoffte, dass ihre Töchter die Tante beerben würden, und freute sich über jedes Fältchen in diesem dünnen Gesicht. Sie stellte Jemima allwöchentlich auf die Waage und notirte eifrig jede Gewichtabnahme. Aber je mehr Jemima zusammenschrumpfte, umsomehr exaltirte man sich über ihre Jugendlichkeit. Tante Jemmy werde gewis noch eine Partie machen, mit einer solche Taille und solchen Augen könne dies ja nicht ausbleiben. Ueber ihr Alter sprach Niemand und sie hatte es selbst vergessen.

Sie hatte Mr. Browns Huldigungen überaus wohlgefällig aufgenommen, aber ehe sie noch mit sich in's Reine gekommen, ob sie der Kunst allein und für immer angehören, oder ihr lockiges Haupt an die Brust eines Mannes legen solle und sagen: Du sollst mein

Herr sein, hatte sich das Benehmen dieses Herrn ihr gegenüber in der auffallendsten Weise geändert.

Mrs. Snow und Miß Jemima hatten zum Diner besondere Toilette gemacht und präsentirten sich ziemlich feierlich in dunkler Seide, den unvermeidlichen Kragen aus Seehundsfell um die Schulter, Hals und Armgelenk voll Geschmeide.

Die jungen Ladies, sowie der lange, rothhaarige, sommersprossige Mr. Brown, erschienen in lichtgestreiftem Flanell gekleidet, alle drei weiße Mützen auf dem Kopfe. Charles hatte seinen bisherigen Platz neben Tante Jemmy aufgegeben und rieb sich, zwischen den Mädchen sitzend, vergnüglich die Schenkel.

Während die Schüsseln von den Kellnern herumgegeben wurden, wechselte man nur wenige Worte. Mrs. Snow saß mit der Pretension und Strenge eines obersten Richters da; sie konnte etwas deutsch und rügte unnachsichtlich den geringsten Verstoss. Die Kellner mussten sich wahrlich zusammenehmen; aber je mehr sie gehunzt wurden, umso höher begannen sie die Dame zu schätzen und sie triefen in gleicher Weise von Schweiß und Unterthänigkeit. Erst beim Dessert kam man in's Plaudern.

Charles war ein passionirter Angelfischer, er hatte heute eine Anzahl Saiblinge gefangen und schilderte nun mit dem Enthusiasmus des Liebhabers den Angel-

platz. Es war das felsige Ufer der Brandstatt. Der See war an dieser Stelle sehr tief, das Wasser unendlich klar.

„Man sieht die Saiblinge darin stehen, mit den flimmernden Rücken, o, ein unvergleichlicher Anblick, ich möchte den Angelplatz mein nennen.“

„Finden Sie nicht auch die Aussicht von diesem Punkte entzückend“, fragte die jüngere Ellen.

„Wenn man an Stelle der hässlichen abgebrannten Hütte eine Villa erbaute, es müsste da herrlich zu wohnen sein,“ versicherte mit einem schwärmerischen Aufblick Miß Mary.

Charles hatte verheißend der Einen und dann der Anderen zugewinkt:

„Wenn ich erst eine Frau habe, möglich, dass ich dann eine Villa hier baue, vorläufig brauche ich nur einen Angelplatz.“ Er rief den Wirth herbei, um ihn über die Verhältnisse auszuholen.

Dieser sprach geläufig englisch und konnte genaue Auskunft geben.

Die Brandstätte war das einzige Erbtheil zweier verwaister Mädchen, die nichts damit anzufangen wußten.

Wenn man baares Geld dafür bekäme, das man bis zur Volljährigkeit der Kinder auf Interessen anle-

gen könnte, würde die Vormundschaft den Platz gerne und billig veräußern.

Charles verabschiedete den Wirth mit einem Nicken.

Zu den Mädchen gewendet rieb er sich die Hände.

„Das macht sich herrlich, ich erwerbe den Platz und wir werden zusammen dort anglen. Ich muss nur die Trümmer beseitigen lassen.“

„Ich hoffe doch, Mr. Brown“, rief Tante Jemima mit einiger Lebhaftigkeit, „Sie werden mir vorher Zeit lassen, dieselben zu mahlen. Diese Ruinen, dieser alte Rauchfang mit seinen Sprüngen! welche Romantik, welch ein entzückendes Gemälde!“

„Ich kann dieses Motiv weder malerisch noch romantisch finden“, versetzte Charles trocken. „Ich dünke, ich müsste das ein wenig verstehen“, erwiderte Jemmy spitz. „Als Malerin muss ich die Empfindung für das Schöne haben.“

„Immerhin traue ich Mr. Brown das richtigere Urtheil zu“, sagte Mrs. Snow mit imponirender Bestimmtheit.

„Oh, ja!“, riefen beide Mädchen in exaltirter Innigkeit, „wo es sich um das Schöne handelt, kann Mr. Brown nicht irren!“

Tante Jemmy antwortete nicht mehr, sie saß da innerlich wüthend, auf's tiefste verletzt, und die Zor-

nesröthe stieg ihr nicht allein in die Wangen, sondern auch in die Nase, die weithin leuchtete.

„Ein richtiges Alpenglügen“, spöttelte Charles, der sich mit den Mädchen erhoben hatte, „es leuchtet noch, nachdem die Sonne längst untergegangen.“

Am nächsten Morgen erwartete Tante Jemima eine neue Ueberraschung. Als sie, wie gewöhnlich, sich auf die Terasse begab, um mit ihrer Familie das Frühstück zu nehmen, fand sie nur einen Zettel vor, worin ihr mitgetheilt wurde, dass man gestern, nachdem sie sich zurückgezogen, eine Partie nach der Hoch-Alpe verabredet und um 5 Uhr Morgens dahin aufgebrochen sei.

„Wir wollten Dich nicht mehr stören“, hieß es darin, „übrigens war Mr. Brown der Meinung, dass die Partie für Dich viel zu anstrengend sei.“

Jemmy nahm das Geschehnis als die tödtlichste Beleidigung entgegen, die ihr widerfahren konnte, weil sie zugleich die absichtlichste war. Sie bildete sich ein, dass sie nichts so sehnlich gewünscht, als die Besteigung der Hoch-Alpe und nun hatte man sie unter dem wichtigsten Vorwand bei Seite geschoben.

Zu anstrengend! wie lächerlich! sie besaß mehr Kraft und Entschlossenheit als sie Alle zusammen, und sie sollten erfahren, was es heißt, Tante Jemmy vernachlässigen!

Grimmig schlürfte sie eine Tasse nach der anderen, nach der fünften erhob sie sich mit einem unheimlichen Lächeln, sie hatte ihre Rache gefunden.

An diesen Vormittag konnte man sie vielgeschäftig hin und her wandeln sehen, zum Bürgermeister, zum Bezirksrichter und wieder zum Bürgermeister zurück.

Als sie sich zum Lunch setzte, war alles abgemacht und sie Besitzerin der Brandstatt. Der Preis war für eine wohlhabende Engländerin ein so niedriger, dass sie ihn sofort ausbezahlen konnte.

Sie nahm ihr Skizzenbuch und gieng ihrer neuerworbenen Besitzung entgegen.

Jetzt konnte sie den romantischen Rauchfang mahlen von allen Seiten. Niemand wird sie daran hindern, Mr. Brown aber wird in diesem kühlen Grunde keine Saiblinge mehr fangen, und die ersehnte Villa – o, meine jungen Damen, lasciate ogni speranza!

Als unsere Touristen zum Diner zurückgekehrt waren mit krebsrothen Gesichtern, leuchtender Brust und schiefgetretenen Stiefeln, und vor ermüdung nicht essen konnten, zeigte sich Tante Jemmy frisch, kühl und in der muntersten Laune. Man hielt dies für Heuchelei. Charles versuchte ritterlich alles auf sich zu nehmen und die Damen zu entschuldigen; er war es, der sie zu der Partie beredet hatte.

Tante Jemmy neigte sich verbindlich ihm zu und dankte ihm, dass er ihr Zeit gelassen, ihm zuvorzukommen und ihre Absichten auszuführen.

Sie breitete den Kaufcontract vor ihm aus.

Ein eisiges Schweigen herrschte, während die Kellner servirten. Sie trugen die vollen Schüsseln von dannen, hatte doch Jeder genug zu thun, seine Galle hinunterzuwürgen.

Nach dem Essen begab man sich auf Mama's Zimmer und hier kam es zu einer Auseinandersetzung, die bei der hochgradigen Erregung der Betheiligten, etwas zu handgreiflich sich gestaltete.

Am nächsten Morgen verließ Tante Jemima die theuren Anverwandten, um sich bei den Billinger's einzumiethen. Mrs. Snow aber erklärte, sie wolle nicht einmal denselben Ort mit dieser Viper theilen, die sie, leider zu lange, an ihren Busen genährt, und reiste mit ihren Töchtern ab, begleitet von Mr. Brown.

So erfüllte sich der Vroni, was sie seit langem erstrebt, sie hatte eine Partei im Hause.

Das war für sie etwas so Neues, dass sie vor Aufregung und Verwirrung sich nicht zu fassen wusste, und die Situation war umso beängstigender, als unsere gute Vroni nur deutsch sprach, und was für ein Deutsch, und ihre Mietherin wieder nur englisch. Sie sperrte allerdings Mund und Augen auf und spitzte

die Ohren, aber sie hätte einen quackenden Frosch ebensogut verstanden als diese, all' ihre Beredtsamkeit aufbietende Dame. Da legte sich Käthe in's Mittel und es gieng vortefflich. Wie ein Wunder erschien es der Vroni; mit gefalteten Händen starrte sie auf das Kind und fühlte sich mit einemale der Vielgescholtenen gegenüber demüthig und verlegen. Gleich einer höheren Offenbarung nahm sie entgegen, was Käthe verdolmetschte und es fiel ihr nicht ein, ein Wörtchen davon zu bezweifeln. Der Michel trieb es noch ärger. Als am Nachmittage die Engländerin, die Ihr Diner im Hotel einnahm, die hölzerne Treppe herabhumpelte und plötzlich stehen blieb, um mit der ihr folgenden Käthe noch Einiges zu verabreden, sah und horchte Michel durch einen Thürspalt verstohlen ihnen zu. Sein ehrliches Gesicht glänzte vor Stolz und Freude, und wenn Käthe ebenso flink und gequetscht sprach wie die Andere, sah er sich herausfordernd nach seinem Weibe um.

„Die kann's die Katherl, was? hast es g'hört? Jesus, wenn man denkt, so ein Kind und kann schon englisch!“ Und er wischte sich vor Bewunderung den Schweiß von der Stirne.

Miß Jemmy Rabbit brachte einen guten Theil des Tages auf der Brandstatt zu und am Abend ließ sie sich

einen Stuhl auf den Balcon stellen und sah von oben auf sie hernieder.

Gewiss, dieser Besitz gewährte ihr eine boshafte Befriedigung, wurde aber zugleich zu einer Verlegenheit. Wenn sie den Rauchfang von allen Seiten gemalt, was sollte sie dann damit anfangen? Sie wusste keine Antwort darauf.

Bei den Billingers gab es jetzt viel zu thun. Die Dame hatte so viele Bedürfnisse, niemals hätte die Vroni es geglaubt, niemals es für möglich gehalten. Sie hatte den Kopf voll davon und merkte es gar nicht, dass der Michel immer kranker und blässer wurde und nur mühsam sich hinschleppte.

Es war ein Sonntagmorgen, Miß Jemmy und Vroni waren in der Predigt, Michel und Käthe allein zu Hause.

In die kleinen mit roth- und weißblühenden Topfpflanzen geschmückten Fenster schien die Sonne und an den braunen Holzgetäfel des Plafonds zitterten die Lichtreflexe des Sees. Von Duft und Glanz war die niedere Stube erfüllt, Michel, in Hausjacke und Pantoffeln, war still bemüht, sie in Ordnung zu bringen. Dann nahm er ein Zeitungsblatt, das er aus vierter Hand bezog und setzte sich an's Fenster. In den oberen Räumen tummelte sich das junge Mädchen, ein Liedchen vor sich hinsummend. Es war dasselbe, das ihr

an jenem Freitag, an dem der Willibald vom Berg heruntergekommen war, entgegengönte. Sie hatte es also doch gehört, wenn sie sich auch die Ohren zugehalten, die Heuchlerin! Als sie ihre Arbeit gethan, sprang sie die Treppe herab und betrat das Unterstübchen.

Sie hielt kurz an, als sie bemerkte, dass Michel auf seinem Sitze eingeschlafen war. Auf den Zehenspitzen kam sie näher und setzte sich unweit von ihm auf die Bank. Sie schälte Kartoffel, musste aber von ihrer Arbeit immer wieder aufblicken, nach dem schlafenden Manne hinüber.

Er hatte den Kopf zurückgeworfen, der Mund war etwas geöffnet, er schien schwer und mühsam zu athmen. Um die geschlossenen Augen zogen sich tiefe schwärzliche Schatten, die Wangen waren eingefallen und die vorgestreckten Knie zeigten eine lächerlich spitzige Contur.

Und doch lag so etwas rührendes in dieser Jämmerlichkeit. Dem Kinde traten Thränen in die Augen, die sich langsam über die sammtweiche Wange stahlen.

„Er ist so hinfällig, er wird sterben“ dachte sie, während ihr Herz sich zusammenkrampfte in zärtlichem Mitleid, „und kann ihn denn nicht retten?“

Ach, sie hatte in diesen Tagen so oft darüber nachgedenken und wieder fiel ihr ein, was sie den Doctor

neulich sagen horte: „Ein paar Flaschen Tiroler würden ihm gut thun. Wenn ihm das Hilfe brächte, musste es zu beschaffen sein, es musste, es musste sein! Von dem Gedanken erfüllt, war sie gestern zu ihrem Vormund gegangen; die Brandstatt war verkauft und sie hatte gebeten, ihr etwas Geld darauf zu geben oder zu leihen. Lachend hatte er sie fortgeschickt und ihr gesagt, damit müsse sie warten, bis sie majorenn geworden sei. Darauf hatte sie der Vroni Vorstellungen gemacht und sie zu dieser Ausgabe bestimmen wollen. Diese hatte aber zu weinen angefangen und geschrien, Alles sei darauf gegangen, Alles, Alles, und ob sie sich denn nun die Haut abziehen solle.

Das Kind hatte bisher niemals an dem Wort eines Menschen gezweifelt, nun aber fragte sie sich, ob es denn wahr sei, dass die Vroni ihr Letztes dahingegeben, und in dem Augenblick fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf, der ihr die Röthe durch die Wangen trieb, zugleich aber ihre Augen unter einem plötzlichen Entschlusse aufleuchten ließ. Sie erhob sich.

Leise schlich sie sich an den Mann heran und horchte.

Er atmete kaum, er war in einem Zustand der Erschöpfung, der fast einer Ohnmacht glich. Sie gieng nach der Thür und sah hinaus; die Straße war menschenleer, von der Kirche her ertönten die Klänge

der Orgel. Sie wendete sich einem Korbchen zu und entnahm ihm eine Scheere. Ihr Herz klopfte und ihre Hände zitterten, als sie hinter dem bunten Cattunvorhange verschwand, der die Betten der Eheleute verhüllte.

An diesem Nachmittage finden wir die Billingerin wieder einmal kreuzfidel, in einer geradezu übermütigen Stimmung.

Auf dem Tische waren 16 Flaschen Tiroler Rothwein in zwei Reihen aufgestellt, nebst einem jungen, saftig gebratenen Hühnchen. Die Engländerin hatte das für den Kranken bestellt und durch Käthe sagen lassen, er möge sich nach Herzenslust gütlich thun; sobald er damit fertig geworden sei, werde weiteres folgen.

Michel kraute sich hinter den Ohren und zeigte sich ganz beschämt und verlegen.

„Wie können wir denn das annehmen“, stammelte er, „die Frau ist erst ein paar Tage bei uns und das ist zuviel, vielzuviel.“

„Ach beilei, es wird dir nicht zu viel werden,“ versicherte Vroni, „du trinkst jetzt schön stad alle Tag dein Glaserl-“

„Auch zwei oder drei,“ verbesserte Käthe, „es soll nicht gespart werden, sie hat mir’s besonders aufgetragen.“

„Das ist Recht, das g'fällt mir!“ rief die Vroni und lachte, dass ihr das Kröpflein wackelte, „wenn man schon was thun will, lieber gleich ordentlich, sag ich, und du brauchst's Mann und du verdienst es auch!“ Sie klopfte ihn zärtlich auf die Schulter.

„Wie denn, Vroni, ich hab der Frau in meinem Leben nichts Gutes gethan, und wer weiß, ob ich mich jemals werd' dankbar erzeugen können“.

„Ach was, dankbar! du bist ein armer kranker Mensch und so eine Engländerin hat schon mitunter auch a Herz im Leib und da gibt sich alles von selbst.“

„So ist's, so denk ich auch“, rief Käthe in lebhafter Zustimmung. „Und nicht wahr, Vronerl, die Gesundheit, ist das Erste, das Beste, das wir Armen und erhalten müssen um jeden Preis?“

„Amen“, sagte die Vronerl.

Die ersten Tage kostete und nippte der Michel nur, aber mit jedem weiteren wurde sein Appetit kräftiger, sein Magen aufnahmefähiger, und Käthe, der die Engländerin Alles übertragen und in die Hand gegeben, war stets bedacht, das Leichteste und Schmackhafteste für ihn herbeizuschaffen. Das fröhliche Geklapper der Schüsseln und der leckere Duft der Gerüche erfüllte jetzt täglich die Stube.

Vroni schmatzte mit den Lippen und leckte sich die Finger, sie verschmähte nicht ihren Antheil; Käthe

jedoch weigerte sich etwas anzurühren, wenn auch Michel noch so sehr nöthigte und bat. Das arme Ding kam allerdings dabei zu kurz.

In dieser Zeit etwas zu kochen, hätte die Billingerin für sündhafte Verschwendung gehalten, sie gab Käthe täglich einige Kreuzer auf die Hand und diese hatte alle Freiheit, selbst für sich zu sorgen.

Sie that es, so gut sie konnte und wenn sie auch nicht an Gewicht zunahm, so doch an Freudigkeit und guter Laune. Sie lachte, so oft sie den Michel ansah und neckte ihn, weil er so rundlich wurde und sich gleichsam verjüngte.

„Wenn du das so fortmachst, wirst du schließlich der sauberste Bursch im ganzen Orte sein, und ich werd' schier die Augen auf dir lassen müssen,“ scherzte sie.

Er drohte kichernd mit dem Finger und nannte sie ein keckes Dirndl.

Die Billingerin aber sah täglich besorgter aus.

„Mann, Mann,“ sagte sie warnend, „wenn nur dös am End nöt a böses End mit dir nimmt; du g'wöhnst dich zu viel an das gute Leben, fürcht ich, und dein Magen dehnt sich dabei aus, wie ein Bettelsack; aber wie soll's werden, wenn das aufhört? Und wer weiß, wie lang die noch ein' Narren an dir g'fressen hat, die

Engländerin; sie schaut jetzt immer so unfreundlich drein, gar nicht wie eine Wohlthäterin.“

Der Michel seufzte. Das Benehmen dieser edlen Frau, ihm und seinem Weibe gegenüber, war herabstimmend und in der That sonderbar zu nennen. Schon an jenem Sonntag, an dem die erste Sendung erfolgte, hatten die beiden ihr aufgelauret, und als sie heimkam, waren sie ihr auf der Treppe entgegengestürzt innige Rührung in den Gesichtern.

Michel hatte tiefe Complimente gemacht und in wohlgesetzten Worten ihr seinen Dank ausgedrückt, während Vroni in hastiger Weise ihre Hand zu erfassen suchte, um sie zu küssen. Miß Jemima hatte sie ihr unwillig entrissen und als diese auf's neue, nur umso ungestümer danach haschte, suchte die Miß in solcher Eile ihr Zimmer zu gewinnen, als gelte es, sich einer Verfolgung zu entziehen.

„What do they want?“ schrie sie Käthe ungeduldig entgegen, welche den Auftritt vom Fenster aus zugesehen und ein muthwilliges Lachen kaum unterdrücken konnte.

Seitdem war die Engländerin kaum entgegenkommender geworden. Sie verstand die Leute nicht und konnte sich ihnen nicht verständlich machen, das machte sie immer ärgerlicher. Die guten harmlosen Menschen erlahmten indes nicht in ihren Aufmerk-

samkeiten. Fand der Michel einen großblumigen Enzian, ein Büschel Edelweis oder eine jener schönen Versteinerungen, wie sie im Dachsteingebiet so häufig vorkommen, brachte er sie in ihrer Abwesenheit auf ihr Zimmer. Sie aber, die diese Kundgebung eines dankbaren und zartfühlenden Herzens nicht verstand und darin nur eine Pression auf ihren Geldbeutel erblickte, warf, um vor weiteren Versuchen abzuschrecken, die Gaben aus dem Fenster.

Sie hatte keine Ahnung, wie tief sie verletzte.

Als nun eines Tages eine neue Sendung rothfunkelnden Tirolers auf dem Tische stand, schüttelte der Michel den Kopf, „Ich dank ihr für alles, du musst es ihr sagen, Käthe aber ich nehm‘ nichts mehr von ihr an.“

Vroni versuchte Einsprache einzulegen.

„Ah, du bist nicht g’scheut; haben wir sie drum gebeten? Warum sollen wir nicht nehmen, was sie uns schickt, wenn’s ihr eine Freud‘ macht?“

„Aber es macht ihr keine Freud‘, siehst denn das nicht!“ Seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung als er fortfuhr: „Wir müssen ihr wohl recht, recht jämmerlich vorkommen und sie wirft uns das hin, wie man einem fremden Hund, den man vor Hunger krepiren sieht, einen Brocken hinwirft. Man wehrt ihn ab, wenn er wedelnd herankriecht, denn man fürchtet

die Räude. Ich bin ein armer demüthiger Mann, weiß Gott, ich habe immer an gute Menschen geglaubt, weil ich ihnen oft begegnet bin und ich war nicht zu stolz von ihrem Überfluss etwas anzunehmen, aber sie haben mir's in anderer Weise gegeben als die – die –“ Er brach ab und rief dann in ganz ungewöhnliche Heftigkeit: „Nimm die Flaschen weg, Käthe, ich will sie nicht sehen, ich könnt' ja doch keinen Tropfen hinunterbringen, sie hat mir zu weh gethan mit ihrem Hochmuth.“

Er steckte ein trockenes Brod zu sich, trank einen Becher voll Wasser und ging in die Arbeit. Käthe stand da, aufs Äußerste betroffen, sie biss sich auf die Lippen, blickte zaghaft auf die Vroni und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen.

Diese stand ebenfalls nachdenklich. Sie bearbeitete mit ihren Handknöcheln den Tisch und überzählte die Flaschen, immer heftiger trommelnd, dann plötzlich den Kopf aufwerfend, sagte sie in verhaltenem Grimme:

„Und just nicht, und g'rad nicht! g'schehen ist g'schehen, g'schenkt ist g'schenkt! Wenn ich den Wein ihr z'ruckschicket, es thät mich mein Lebtag reuen, ich weiß!“

„Stell ihn unter den Felsen, Dirndl, der Michel braucht's nicht zu wissen, verstehst, wenn der arme

Narr aber wieder einmal schwach wird, so haben wir die Medicin wenigstens gleich im Haus. Unsereiner kann sich so was doch nicht vergönnen, na g'wiss nicht. Das wär' schon der höhere Leichtsinn!“

Käthe, die den Mund bereits zu einem Bekenntnis geöffnet, presste ihn, wie im Schmerz, fest zusammen.

Sie seufzte tief auf und that, was ihr die Vroni geheißen.

Der St. Aloisiustag war gekommen, den die Bergleute als den ihres Patrons festlich begehen.

Schon vom frühen Morgen an war der Ort in Aufregung und Bewegung. Die Weiber und Kinder waren Sonntäglich geputzt und warteten auf der Straße, sich in Gruppen zusammenfindend, auf die Salzarbeiter, die, vom Sudhaus aus mit ihren Fahnen unter den Klängen der Musik, die ihre eigene Capelle aufführte, hier vorüber nach der Kirche zogen, wohin sie sämtlich commandirt waren, und wo eine große Messe mit allem Gepränge celebrirt werden sollte.

Am Nachmittage gedachten die Arbeiter mit ihren Frauen und Mädchen im unteren Wirtshause sich zu einem Tänzchen zusammenzufinden.

Vroni durfte nicht fehlen und sie hatte versprochen Käthe mitzunehmen;

sie sollte tanzen, zum erstenmale in ihrem Leben. Mit keinem anderen als mit Willibald, dachte sie und dieser Gedanke hatte für sie etwas bängliches und frohes zugleich, das sie verwirrte.

Sie hatte ein einfaches nettes Dindlg'wand angelegt, das sie überaus nett und jungfräulich kleidete, und war nun beschäftigt, der Vroni den letzten Schmuck, die schweren silbernen Ohrgehänge in die zerrissenen und wieder durchstochenen Ohren zu hängen, als die Trompeten und Hörner einsetzten und der Zug herankam.

Sie traten auf die Stiege heraus, um ihn vorüberkommen zu sehen.

Der Michel war unter den Bläsern und er schritt so frisch und stramm einher und blies so kräftig und munter, dass der Vroni in Freude und Stolz die Augen leuchteten.

„Wie der Mann wieder beisammen ist“, sagte sie, „wer hätt' denn das g'laubt, der Doctor hat mir neulich g'sagt, dass er keinen Heller mehr für ihn geben hätt'!“

Jetzt kam ein Trupp der Jüngerer in geschlossenen Reihen mit der Bergwerksfahne heran. Sie trugen die schwarze enganliegende Bergtracht, mit Schurz und Grubenlicht, den Kragen, die Aermel, das kleine

Käppchen mit den gekreuzten Hämmern, dem Embleme der Grubenarbeiter, geziert.

Der Schmuckste unter den Schmucken war Willibald, darüber herrschte unter den Weibern, und die müssen es wissen, nur eine Stimme. Und hie und da war sie so laut zu vernehmen, dass sie der Willibald nicht überhören konnte.

Er achtete nicht darauf. Er trug den hübschen Kopf etwas zurückgeworfen und blickte in jugendlicher Unbekümmertheit in die sonnendurchleuchtete Landschaft. Die ganze Welt stand ihm offen. Als er aber bei Billingers vorüberkam, blinzelte er seitwärts und plötzlich hatte er den Kopf herumgedreht. Er sah in ein lachendes Mädchenangesicht, dessen Augen in stolzer Glückseligkeit auf ihm geruht hatten.

Er hatte ihr Wohlgefallen erregt; zum erstenmal ward er sich dessen bewusst und er winkte ihr zu, einen Jauchzer ausstoßend.

Alles blickte nach ihm und dem Mädchen.

Käthe war blutroth geworden und sprang die Treppe empor, nach der Stube. Da saß sie in schamhaft-zorniger Erregung.

„Was hatte denn der Narr so zu schreien – so wild, so – es war eine Schand‘ vor den Leuten – aber wenn der einmal vom Berg herunterkommt, dann thut er mir immer was an, in seinem Uebermuth. – Na,

es wird nicht mehr lang dauern, Gott sei Dank, im Herbst muss er einrücken – auf drei Jahre – und dann“ – das Köpfchen sank ihr auf die Brust, die ein Seufzer geschwellt und die blauen reinen Mädchenaugen blickten noch immer wie in eine traumhafte Ferne. Ein Geräusch in der oberen Stube ein Stampfen und Poltern ließ sie emporfahren. Miß Rabbit wünschte wohl etwas, sie hastete aufwärts und trat bei ihr ein. Der Postbote hatte ihr einen Brief und Carton überbracht und sie hielt den ersteren noch in der Hand. Neben dem Tisch auf dem Fußboden aber lag ein großer herrlicher Strauß von duftenden Rosen und herrlichen Orchideen. Käthe sprang hinzu, um ihn aufzuheben. Gewiss, er war unversehens herabgefallen und ach, wie schön! mit einem weißseidenen Bande umwunden, auf dessen Schlaufe in goldenen Lettern in englischer Sprache zu lesen war: Unserer theuren Tante Jemmy zu ihrem 40. Geburtstage.

Das war doch eine Ueberraschung und in der That, Miß Jemmy sah seltsam bewegt aus. Ihre Hand zitterte, ihre Nase glühte und in ihren Augen standen Thränen. Käthe zweifelte nicht, dass es Freudenthränen waren.

Aber schon hatte ihr Jemmy das Bouquet entrissen, um es in eine offenstehende Commode zu schleudern, dass die Blüthen herumflogen.

„Was wollen Sie, warum kommen Sie ungerufen!“

„Ich hörte, ich dachte – soll ich nicht die schönen Blumen in's Wasser setzen?“

„Nein, danke schön; ich will sie trocknen zum Andenken an meine zartfühlenden Verwandten.“

„Oh, sie verdienen es gewiss! aber auch ein solcher Tag-“ Käthe knixte. „Vierzig also – das ist schon eine Nummer – ja wenn wir gewusst hätten-“

Sie hielt inne, Jemima hatte ihr einen fürchterlichen Blick zugeworfen und war von ihr hinweg an das Fenster getreten, von dort sagte sie in erheuchelter Sanftmuth:

Gehen Sie, mein Kind, ich wünsche allein zu sein.“

Käthe gehorchte.

„Die ist ganz außer sich vor Rührung“, sagte sie zur Vroni.

„Es ist aber auch keine Kleinigkeit, denk dir nur, es ist heute diesem Fräulein sein 40. Geburtstag.“

„Jejeje! ach so was!“ rief Vroni und schlug die Hände zusammen. Oben zerriss Jemima die Briefe ihrer Schwester und ihrer Nichten, die sich in boshafter Absichtlichkeit mit ihrem Alter beschäftigten und ihr dazu gratulirten; dann griff sie nach einem zweiten Blatt und riss es ebenfalls in Stücke.

Es war die Verlobungsanzeige Mr. Charles Brown's mit Miß Mary Snow.

Die Hitze erreichte an diesem Tage eine beträchtliche Höhe. Langsam wandelte Miß Jemima nach dem Hotel, um dort ihren Lunch zu nehmen. Am Nachmittag ruderte sie hinaus in den See und kehrte erst gegen sechs Uhr zurück, um Toilette zum Diner zu machen. Als sie am Fuß ihrer Treppe anlangte, fuhr sie zurück, wie von einer Schlange gestochen; da wölbte sich eine Art Triumphbogen aus grünem Reisig, von Papierbändern umflattert, gekrönt mit der entsetzlichen Ziffer in Blumenschrift: Vierzig! Die Röthe des Zornes stieg in ihre Wangen. Kaum war sie in ihre Stube getreten, ertönte Musik. Die Bergleute zogen in's Wirtshaus. Michel war darunter. Vor seinem Hause machten sie Halt und bildeten einen Kreis. Mit Trompeten und Hörnern brachten sie der guten Frau, die soviel für den Michel gethan hatte, ein Ständchen. Der ganze Ort lief zusammen; sogar die bei dem Seewirth einlogirten Touristen kamen vorbei, besahen den Triumphbogen, glossirten die Ziffer und lachten. Und sie Alle blickten neugierig nach dem Fenster, in der Erwartung, dass die Holde sich zeige.

Wie ein Sturmwind sauste sie jetzt die Treppe hinab, bebend vor Wuth. Der Vroni, die ihr freundlich knixend entgegenkam fuhr sie mit beiden Händen in's Gesicht, als wolle sie ihr die Augen auskratzen.

„Down with it!“, schrie sie ihr zu mit zornsprühenden Blicken, „it’s horrible, horrible, horrible!“ Und sie stieß das Weib rauh bei Seite und über die Straße setzend, lief sie die Ufer hinab, nach dem See, wo ihr Kahn angebunden lag. Im nächsten Augenblick saß sie darin und ruderte mit kräftigen Armen hinaus.

Die Vroni war wie angedonnert gestanden. Sie hatte es so gut gemeint und das war der Dank.

Aber jetzt war ihre Geduld zu Ende und als sie wieder zwischen ihren vier Wänden war, schwang sie die geballten Fäuste ihr nach und ein Hagel von Schimpfwörtern prasselte hinterdrein.

„Du giftige Kröt, du Schlamp, du englisches Windspiel, dir möcht ich noch einmal a Freud‘ machen! Riebel Ribel hat’s immer geschrieen; komm du mir noch einmal so, du klapperndes Gerip, dann werd ich dich ribbeln! und wenn sie uns zehnmal Essen und trinken g’schenkt hat, so hat sie’s so reichlich mit Gift und Galle versetzt, dass der Michel Recht hat, wenn er nichts mehr von ihr will. Ich sag wie er; weg damit! Am liebsten thät ich ihr eine Flasche nach der anderen am Schädel werfen, aber“ – Sie brach in ein lautes Schluchzen aus; „O es ist bitter, so einer dummen Gretel was verdanken zu müssen, so einem Drachen was schuldig zu sein.“

Das junge Mädchen trat auf das zornig erregte Weib zu und ihre Kinderhand auf ihren Arm legend, sagte sie leise und feierlich:

„Tröste dich, beruhige dich, du bist ihr nichts schuldig, Vroni, und auch der Michel nicht.“

Das Weib sah sie groß und betroffen an.

„Nöt? was willst damit sagen, der Michel verdankt ihr halt doch g'wissermassen sei'G'sundheit und das-“

„Das ist ein großes Glück, gelt Vroni? für ihn und für dich“.

„Ja, und drum ärgert mich's so, dass es grad von ihr kommen muss.“

„Aber es kommt nicht von ihr,“ rief Käthe und ihre Augen leuchteten auf, als hätte sie eine Freudenbotschaft zu künden:

„Nicht die Fremde ist's, die für ihn gesorgt hat, nicht ihr verdankt er sein Leben, sondern dir, die ihn liebt, seinem Weib!“ Was red'st denn, ich hab' doch nichts für ihn ausgeben-“

„Ausgeben hab ich's hereinbracht oder hast du's.“

Die Vroni starrte sie verständnislos an, dann brach sie in ein hysterisches Lachen aus.

„Wie meinst denn das – haha – wie wär denn das zugegangen?“ sie wischte mit der Schürze den Schweiß ab, der ihr auf die Stine trat. „Was unsereiner

mühsam zurückgelegt, ist gar gering, haha, das thät für so a Fresserei wohl nicht reichen.“

„Es hat grad g'reicht, Vronerl, aber jetzt ist auch nichts mehr davon übrig.“

Das Mädchen hatte von unten, ein wenig verschüchtert, wie um Vergebung bittend zu ihr aufgesehen.

„Von was? ich weiß nicht von was du red'st!“

„Von dem Geld, Vronerl, das du im Strohsack eing'näht hast.“

„Mein Silber!“ Es klang schrill und schmerzhaft, als hätte man ihr in's Herz geschnitten.

„Es ist so todt dagelegen, hat keinen Nutzen geschafft und keine Freude, verwandelt in Wein und Brod ward es dem Michel zum Segen.“

„Diebin, Diebin, Diebin!“ Die Hand des Weibes griff in der Luft herum, als suche sie einen Halt in dem Augenblick, wo es ihr schwarz vor den Augen wurde, dann hatte sie mit einem Ruck sich emporgestreckt, und ihrer selbst nicht mächtig, nur dem brutalen Instinkt gehorchend, erfasst sie das Beil, das vor ihr auf dem Tische lag, und schwang es gegen das Mädchen.

„Vroni!“ schrie dieses auf, mit dem Mark und Bein erschütternden Schei eines Menschen, der sein Leben bedroht sieht.

Ein Schauer überlief den Körper des Weibes; sie warf das Beil weit von sich und stürzte nach dem Bett.

Sie warf die Polster beiseite, zerrte den Strohsack empor; da war eine frisch zugenähte Stelle, sie riss sie auseinander und griff hinein: Leer zog sie die Hände zurück. Sie schlug sie vor ihr Gesicht und ließ sich wie von Krämpfen geschüttelt auf das Bett zurückfallen.

Das junge Ding stand noch immer auf derselben Stelle, von Entsetzen gebannt; ihre Lippen zitterten, die trockenen Augen blieben starr auf die Vroni geheftet.

Als aber diese jetzt zu schluchzen begann, mit jenem guten, herzbrechenden Schluchzen wie es das Mitleid mit anderen und mit sich selbst hervorbringt, brach auch sie in Thränen aus.

Man hörte sie Beide weinen, lange und heftig. Da erhob sich die Vroni, machte einige wankende Schritte, hielt inne, als versagte die Kraft und trat dann rasch entschlossen auf die Käthe zu. Diese that einen Satz zurück, und abermals einen Schrei ausstoßend, streckte sie in Abwehr ihr die Hände entgegen. Vroni schlug die ihrigen zusammen.

„Ja, was glaubst denn, Gott im Himmel, Katherl, was glaubst denn von mir!“ Als aber ihre Augen den Gegenstand streiften, den sie vorher zu Boden geschleudert, heulte sie laut auf in Scham und Zerknir-

schung, und wie hilfesuchend streckte sie ihre Arme dem Kinde entgegen und stammelte das schöne Wort innerer Erlösung: „Verzeih mir!“

Und nun lagen sich die Beiden in den Armen und all die wilde Spannung schwand dahin, löste sich in sanfteren Thränen.

Es dauerte lange ehe sie sprechen konnten. Vroni fasste sich zuerst. „Du hast als das ganze Geld für den Michel verwendet?“ „Ja Vroni; ich hab‘ wohl immer g‘fürcht, es könnt‘ dir nicht recht sein; aber der Blick, mit dem du ihn heut nach‘gschaut hast, hat mir verrathen, wie gern du ihn hast, und wie glücklich du bist, dass er wieder gesund ist.“

„Wahr ist’s“

„Und jetzt, wo du erfahren, dass alles dein Werk ist, wirst es gewiss nicht bereuen.“

„Nein Katherl, aber – eigentlich – ist’s dein Werk.“

„O ich weiß, du hättest nicht gezögert und gern alles hergegeben, wenn du nur die feste Ueberzeugung g‘habt hättest, dass ihm so leicht zu helfen ist.“

„Ja, ja, so ist’s.“

„Und wenn du die Courage dazu gehabt hättest Vronerl.“

„Ja ja, die Courage, es gehört schon a Courage dazu, sein – sein Letztes hinzugeben Katherl-“ Sie ließ das Kinn hängen und weinte stumm durch die Nase.

„Es war wirklich mein Allerletztes und wenn – hm, hm, wenn der Michel heut sterben thät, ich könnt ihm nicht einmal eine ordentliche Leich‘ ausrichten!“ sie brach plärrend aus. Käthe nahm sie tröstend um den Hals.

„Aber Vronerl, er stirbt jetzt nicht, fällt ihm gar nicht ein, er ist ja kreuzfidel.“

„Man kann nicht wissen, ein Unglück ist bald g’schehen und – schau Katherl, etwas hättest doch d’rin lassen können und die letzten Flaschen waren die reine Verschwendung.“

„Man soll nichts halb thun, Du hast es selbst g’sagt, Vronerl, und glaub mir’s, was du da opferst, ist nichts gegen das, was du g’winnt, erwäg‘ das nur recht; Du wirst auch den Michel fürderhin nicht zu knapp halten, gelt? Vergönne ihm was er braucht, um seine Kraft zu erhalten, und lass das Sparen sein.“

Sie hatte warm und innig gesprochen, die Billingerin aber schüttelte missbilligend den Kopf.

„Nicht sparen, so, das wär schön! so red’t der Leichtsinn, aber eine tüchtige Hausfrau, mein Kind, halt‘ ihr Sacherl zusammen. Und grad die Aermsten müssen am meisten sparen, weil für sie Noth, Krankheit und Elend am nächsten sind, am unausweichlichsten. Und für die letzte Ehr‘ müssen wir auch was zurücklegen, wir halten darauf, denn wenn wir schon

miserabel gelebt haben, so wollen wir ja doch wenigstens anständig begraben sein.“

Das junge Mädchen sah ernst und gedankenvoll vor sich hin. Sie wusste sich dies Leben noch nicht zusammenzureimen. Was war da richtig und was Verkehrtheit? Wäre es nicht natürlich, dass jene Uebel, die unausweichlich und unausbleiblich, wie Alter, Krankheit und Tod, die Allen gemeinsam sind, auch von Allen gemeinsam getragen werden müssen? Oder soll Derjenige, dem des Lebens Nothdurft auf's knappste zugemessen ist, dies Leben noch kärglicher gestalten, auf alles verzichten was es verschönt und erhält, um jene Nöthen zu mildern, die seinem Erlöschen vorhergehen? Zweck und Erfüllung des Daseins kann doch nicht ein langsamer Selbstmord sein, ein Leichenhemd und ein Sarg?

Verworrene, unausgesprochene Ahnungen sind's, die in ihr aufzucken, die dem innersten Bedürfen entsprechen, und aus der Volksseele heraus langsam der Erkenntnis entgegenreifen.

In dem Augenblicke fuhren Beide empor.

Ein Fensterflügel, der schlecht eingehängt war, wurde mit Heftigkeit zurückgeschlagen. Ein Wind hatte sich erhoben und der glühende Straßenstaub wirbelte empor und erfüllte die Luft.

Käthe sprang herzu, um die Blumentöpfe zu sichern und das Fenster zu schließen.

„Das gibt ein böses Wetter“, sagte Vroni, „es ist mir schon den ganzen Tag in den Gliedern gelegen, und es kommt aus dem Echern, das ist der g'fährliche Wind.“

„Ein Boot ist draußen!“ rief Käthe, „wenn es nur noch hereinkommt!“

Vroni schrie auf und rang angstvoll die Hände.

„Das ist die Engländerin, Gott sei ihr gnädig, sie ist mir den Zins noch schuldig!“

-

Im unteren Wirthshaus drehten sich die tanzenden Paare und patschten und stampften mit Händen und Füßen. Ein ferner, langhingrollender Donner und der aufspringende Wind verursachten auch hier einige Unruhe. Die älteren und erfahrenen Leute traten vor das Haus. Sie spähten nach den Wolken, die hochgehürmt im fahlen Grau über den Bergen emporstiegen und hierauf nach dem See, dessen spiegelglatte Fläche verschwunden war, und der nun in hochgehenden Wellen einherrauchte, weiße Schaumkämme bildend.

Auch hier streckten sich alle Hände nach einem dunklen Gegenstande aus und alle Lippen sprachen das eine Wort: „die Engländerin!“

„Allein kommt sie nicht mehr herein“, sagte der Michel, „man muss sie holen“.

Die Leute schüttelten missbilligend die Köpfe.

„Es kommt aus dem Echern, der Wind kann in jedem Augenblick zum Sturm anwachsen, dann haut er das Boot gegen das Felsenufer da drüben, keiner von uns wird's hindern.“

„Ich will's versuchen“ sagte Michel.

„Was fällt dir ein“ riefen Alle, „du der Kaumgene-sene, es wäre Verücktheit!“

„Die Frau wohnt in meinem Haus, ich werd' sie doch nicht vor meinen Augen umkommen lassen“, erwiderte Michel fast heftig und wandte sich nach der Schiffshütte. Willibald vertrat ihm den Weg. „Halt, Michel, halt, wenn sich Einer da hinauswagt, so will ich's sein. Ich bin ein einschichtiger Mensch, du hast ein Weib und – ich kenn ein Dirndl, die sich schier die Augen aus dem Kopfe weinen thät, wenn ihrem Michel was g'schähe.“ Er sagte es scherzend und doch mit deutlicher Eifersucht. „Dummer Bua“, brauste Michel auf, „willst mich alten Mann frozzeln? Lass mich gehen.“

Aber nun vereinigten sich Alle, um ihn zurückzuhalten. Willibald entsprang nach der Schiffshütte.

Er wusste einen Kahn zu führen wie Keiner, er vereinte Kraft und Geschicklichkeit; aber es galt, rasch zu sein, sollte die Hilfe nicht zu spät kommen.

Horch! vom Kirchturm ertönt das Wetterläuten, eine Mahnung für Alle, zu schleunigster Heimkehr; in dem Augenblick fährt Willibald aus der Schiffhütte hinaus; stehend führt er das Ruder.

Die am Ufer Stehenden rufen ihm „Gut Heil!“ zu, winken ihm mit dem Händen; sie billigten den kühnen Entschluss dieses Braven, aber beklemmt und angstvoll erregt fühlten sich Alle.

Auch Vroni und Käthe sind herbeigeeilt und sehen schreckensbleich den Kahn sich entfernen.

Er geht mit dem Winde, rasch kommt er hinaus, das Schiffein, das er erreichen will, dreht sich im Kreise unter beängstigendem Schwanken, die Leitung war aufgegeben. Miß Jemmy ringt ihre Hände. Aber der Retter kommt näher und näher; jetzt hat er's erreicht und versucht es an das seinige heranzuziehen und festzuhalten. Durch das Rauschen der Wogen glaubt man seine Stimme zu hören die ihr befiehlt, dass das tüchtigere ist, herüberzusteigen, aber rasch. Sie zaudert, der günstige Augenblick geht vorüber und auf's neue sind die Schiffe getrennt und kommen weit auseinander. Unter den Zuschauern bricht der Unwille los, ein schimpfen und Schreien und Ineinanderreden.

„Was thut sie denn – was will sie denn? Herrgott, so ein Frauenzimmer! – Eher dirigirt man ein Schiff

im Sturm als so eine Necken – hol sie der Teufel! – der Willibald soll umkehren – er soll umkehren.“

„Schaut, Schaut!“ hieß es dann wieder.

Willibald hatte abermals sein Boot gewendet und dem ihrigen nahegebracht. Er erfasst das Seil, mit dem man es in der Schiffhütte anzubinden pflegte, und das lose am vorderen Bug hieng; schnell hatte er die Fahrzeuge zusammengekoppelt und nu – ein gutes Auge vermochte jede seiner Bewegungen zu verfolgen – stand er fest und breitspurig im Boot, das er mit den Füßen im Gleichgewicht erhielt, und seinen Oberkörper weit vorbeugend, erfasste er die ahnungslose Jemima und hob sie mit kühnem Schwunge empor. Man hörte ihr Aufkreischen und sah einen Moment ihre Füße in der Luft zappeln. Dann saß sie in seinem Boote, welches er von dem andern rasch abschnitt. Das Manöver war gelungen, und Zurufe und schallendes Lachen ertönte. Aber es verstummte sofort.

Ein hohles Brausen ließ sich vernehmen, ein unheimliches Pfeifen; auf den bewaldeten Berglehnen schüttelten sich die alten Baumriesen und neigten sich gegeneinander. Jetzt sauste es über die Köpfe der am Ufer Stehenden hinweg und berührte weit draußen die Wasserfläche, die Wellen emporpeitschend, dass sie rascher dahinstürzten und in wüthender Brandung gegen die Felsen schlugen.

Das war der Sturm aus dem Echern , den Alle gefürchtet und dem selten ein Schiff noch entronnen.

Die Männer erleichteten, die Weiber begannen zu beten und wieder schlug man am Thurme an; lauter und bänglicher tönnten die Glocken, wie Hilferufe. Dunkler erschien der See unter dem weißen Gischt und den schwarzen sich tiefer senkenden Wolken, nur hie und da grell von den röthlichen Blitzen erleuchtet, die immer rascher sich folgten.

Willibald steht nicht mehr aufrecht, er hat sich niedergelassen und vor ihm kniet Jemima, schreckensbleich, in Todesangst und streckt die gefalteten Hände dem Jüngling entgegen. Ein höheres Wesen dünkt er ihr in seiner Schönheit, in seinem Muth, seiner Entschlossenheit, ein Gott, wenn er sie rettet!

Und gleich einem solchen gelobt sie ihm reichliche Gaben. Um seine Gunst sich zu sichern und zu erhalten, bietet sie ihr halbes Vermögen ihm an - - ach, sie gäbe sich ihm ganz, wenn er's verlangte!

Aber seine Miene und seine Geberden gebieten ihr Ruhe, sie soll sich nicht rühren, schon hat der Sturm sie erreicht und er kämpft wie ein Verzweifelnder mit den Wellen.

Käthe war von den übrigen fort nach der Landzunge gestürzt, die sich am weitesten nach dem See hinausstreckte. Ihr Herz klopfte in Wahnsinnigen Schlä-

gen, all' ihre Sinne waren bei dem kühnen Schiffer da draußen. Wird er das tobende Element überwinden? Dunkler wird es und dunkler, die starren Felswände, die den See von allen Seiten umgeben, scheinen näher zu kommen, zu einem immer engeren Kessel sich zusammenzuschieben, in dem es brodeln und zischt, als wenn Feuer und Wasser sich mengt, und mitten darin das armselige kleine Fahrzeug, einer Nusschale gleich hin- und hergeworfen.

Da schreit sie auf! Das Boot dreht sich im Kreise - - es sind furchtbare Augenblicke, aber schon gehorcht es wieder dem Steuer, das ein fester Wille und eine kraftvolle Hand regiert. Es kommt vorwärts; „Willibald, Willibald!“ Sie streckt ihm die Hand entgegen als könne sie ihn fassen, ihm helfen. Liebe und Sehnsucht wallen ihm dem jungen verwaisten Herzen leidenschaftlich und schmerzhaft empor. Sie hat nicht gewußt, wie gern sie den Willibald hat, als in dem Augenblick der Gefahr, wo er sein Leben auf's Spiel setzt, um ein anderes zu retten.

Ihre blonden Haare sind vom Sturm auseinandergerissen und umflattern ihr Haupt. Sie achtet nicht darauf; sie weiß es kaum, dass sie im Wasser steht, dass die hochherausschlagenden Wellen sie mit Schaum übergießen, sie mit hinabzureißen drohn.

Sie sieht nur nach dem Einen und er kommt näher und näher!

Ein neuer heftiger Windstoß. Unter donnerartigem Gepolter stürzt auf der Brandstatt der hochaufragende Rauchfang zusammen, sie hört es nicht. Aber sie vernimmt Willibalds Zuruf, so nahe ist er schon, so nahe!

Da „Wehe, wehe!“ ertönt es vom Ufer.

Der Wind hat sich gedreht, er erzeugt einen Wirbel, eine Wasserhose steigt empor, rauscht mit furchtbarer Gewalt einher und stürzt in der nächsten Secunde tosend in sich zusammen. Das Schiff kommt wie ein Pfeil vor ihr hergeflogen, es hat jetzt den Wirbel im Rücken.

Aber schon erhebt sich näher dem Fahrzeug das Wasser, einem tückischen Ungeheuer gleich, auf's neue.

„Er wird es erreichen!“ schien Alle, das Boot schießt auf die Landzunge zu, alles läuft diesem Punkte entgegen, Käthe, die sich an den Ast einer Weide geklammert, hatte ihn losgelassen und wadet durch das brandende Wasser dem Schiffe entgegen. Will sie mit ihm untergehen? Sie verliert den Grund unter den Füßen, sie schwimmt, - sie hascht nach dem Stricke, den ihr Willibald zugeworfen, sie erfasst ihn und wendet sich wieder dem Lande zu.

Hier strecken sich bereits helfende Hände und Arme entgegen. An dem Strick ward das Schiff hereingeholt und das Mädchen.

Willibald, Jemima und Käthe, die zum Tode Erschöpften, werden von warmen Armen umschlungen. Jemima und Käthe trug man nach Hause, der Jüngling ward im Triumphe in's Wirthshaus geschleppt.

Es war Nacht geworden. Das Unwetter war vorüber.

Dunkles zerrissenes Gewölk hieng am Himmel und der fast volle Mond schob sich dazwischen; der See hatte sich so ziemlich beruhigt, in gleichmäßigen Zwischenräumen schlugen die Wellen ans Ufer.

Auf der Holzterrasse, von wilden Schlinggewächsen umrankt, saß Käthe und Willibald stand vor ihr.

Er war gekommen, um nachzusehen, wie es ihr gehe, und ihr zu danken. Er wollte an diesem Abend noch tanzen mit ihr, sagte er.

Aber nun saß er plötzlich neben ihr und legte den Arm um ihren jungen Leib, und zog den blonden Mädchenkopf an seine Brust, die sich so stürmisch hob und senkte, als kämpfte er noch immer mit dem wüthenden Element. Sie blieb ruhig und still, es schien fast, als wagte sie nicht zu athmen.

Als er aber kühner wurde und mit seinen Lippen die ihrigen suchte, wehrte sie schüchtern ihn ab.

„Willi – nein‘ nein, denk doch, wir sind Geschwisterkinder.“

„Sollen wir uns deshalb nicht lieb haben können?“ fragte er ihren Kopf fassend, um sie gewaltsam zu küssen.

„Ja, aber – nicht so, Willi, nicht so!“

„Nicht so, wie denn anders? geh, ich brauche jetzt nichts mehr zu fragen, nichts mehr zu wissen, ich hab‘ gesehen wie du da g‘standen bist, wie du dich mir entgegengeworfen hast, und ich hab gewusst, wir sterben oder leben zusammen!“

„Ja Willi, aber nicht jetzt, nicht gleich; wir sind noch viel zu jung für das eine wie für das andere“

„Zugegeben für das eine, für das andere kaum. Schau ich hab dich lieb gehabt, von dem Augenblick, wo ich dich zum erstenmal gesehen hab‘, ein vierzehnjähriges Kind. Ich hab‘ geschwiegen und gewartet, aber jetzt – fürcht dich nicht Käthe ich bin Soldat, muss einrücken in wenigen Wochen schon, und ich will dich nur anschauen, wie man eine Heilige anschaut. Aber wenn ich dann zurückkomm, dann wirst du nimmer, zu jung sein und dann wird Hochzeit gemacht. Juchhe! Aber du musst dich schon jetzt als die Meine betrachten, gelt Käthe als die Meinige?“

Er zog sie an sein Herz und küßte sie auf die hübschen würzigen Kinderlippen und sie gab ihm den

ersten Kuss zurück und den zweiten und wehrte dann nur umso heftiger ab.

„Wie eine Heilige hast du gesagt.“

„Und küßt man nicht Heilige erst recht?“

Oben hatte Tante Jemmy, die sich von dem ausgestandenen Schrecken erholt und mit heißem Thee restauriert hatte, leise das Fenster geöffnet, Sie sah und hörte das kosende Paar. So praktisch sie war, so war sie doch schwärmerisch angelegt, und was sie heute schaudernd erlebt, war ein Abenteuer, das sie nun, da die Gefahr vorüber, mit ungemessenem Stolz erfüllte; ein Glorienschein schien damit um ihr Haupt gelegt!

Ein Jüngling hatte mit Hintansetzung seines Lebens das ihrige gerettet, wie schön, wie groß war das! Aber nun fand sie es gegen alles romantische Herkommen, dass der Lebensretter eine Andere küßte, als die Gerettete.

Sie hatte in ihrer höchsten Angst ihm ihr halbes Vermögen versprochen, nun überdachte sie – und das zeigt wieder ihren praktischen Sinn – dass er nicht ein Wörtchen davon verstanden hatte, und sie freute sich dessen.

Aber mit irgend etwas mußte sie ihn doch belohnen – ihr Blick fiel auf die Brandstatt, der Rauchfang war eingestürzt, was ihr Auge erfreut, war dahin, was sollte sie jetzt damit anfangen? Ein Gedanke! Ja, er soll

sie haben, die Brandstatt – und das Mädchen? Auch mit dieser hat sie sich großmüthig abzufinden, die Brandstatt war ihr väterliches Erbe.

Da, küssen sie sich wieder, gut, gut, es geht gleich in einem.

Sie nimmt den Kaufcontract streicht ihren Namen durch und schreibt darunter:

„Willibald and Kate Hofer together.“ (Willibald und Käthe Hofer zusammen.